

Die Absteiger

Drei von Hunderttausend berichten

2.3.2004 – Von Christian Sywotte - *Der Tagesspiegel* - Ihm gehörte eine Kfz-Werkstatt, jetzt wäscht er Autos. Sie war Architektin, jetzt tippt sie Zahlen in einen Computer. Welche Arbeit ist zumutbar? So gut wie jede, sagen Herr Hartz und die Bundesregierung. Was das heißt? Drei Menschen, die Bescheid wissen, erzählen davon.

I. Hier putzt der Chef

Es ist gar nicht so einfach, Heinrich Klasen zu finden. Fragt man im Autohaus nach ihm, kennt niemand seinen Namen. Irgendwann dämmert's. Da hinten irgendwo, ja, da sind die Putzer zu finden.

Heinrich Klasen war bis vor zwei Jahren Besitzer einer Autowerkstatt in der Kölner Innenstadt. Jetzt ist er Anfang 50 und hat den letzten Job, den ein Autohaus vergeben kann. Von 7 Uhr morgens bis 16 Uhr schrubbt er den Dreck weg, wenn die verstaubten Neuwagen von den Hängern rollen, wenn die Polster der Gebrauchten verfusselt sind von Hundehaaren.

In der weiß gekachelten Garage säuselt das Radio. Klasen trägt Blaumann, in der rechten Hand einen Lappen, in der linken eine Sprühflasche mit Kunststoffpflege. Er sprüht die Reifen des blauen Kleinwagens vor ihm ein. Die glänzen dann schwarz.

Fünf Tage die Woche immer dasselbe. Klasen shampooiert Polster, schrubbt mit der Bürste, bis der Arm lahm wird, saugt ab. Mit Dampfstrahler und Lappen löst er das Wachs vom Blech der Neuwagen. Poliert wird per Hand. In verrauchten Gebrauchten wischt Klasen mit Fettlöser den Grind von der Innenseite der Frontscheibe. Zierleisten und Gummis reibt er mit Glyzerin ein. Er kratzt die Radkästen aus. Tückisch ist der Sand in den Gummidichtungen. Verschmierte Motoren reibt er ab, auch die Felgen. Und die Rückseite des Gaspedals, weil sich dort der Dreck absetzt. Zehn Minuten hat er Zeit für ein Auto. „Das ist ein Witz“, sagt Heinrich Klasen, „das ist gar nicht zu schaffen.“ Was er machen muss, bekommt er gesagt. Und etwa 1000 Euro netto im Monat. Sein Arbeitgeber bekommt 500 Euro vom Arbeitsamt. Weil Klasen über 50 ist.

Diesen Job kann jeder machen. Der ausgebildete Kfz-Mechaniker Klasen kann mehr. Gut 13 Jahre lang reparierte er Autos in seiner eigenen Werkstatt. Alle Marken. Reifen, Bremsen, Karosserie, Motoren. Er verdiente gutes Geld und war sein eigener Herr. „Mein Beruf war mein Hobby“, sagt Klasen. Bis ihn private Sorgen um Vater und Mutter auffraßen, dann ging sein Laden kaputt.

Über ein Jahr lebte Klasen von seinen Ersparnissen. Dann brauchte er einen Job. Von den 20 Männern, die sich um den Job als Putzer bewarben, sprangen 17 wieder ab, da sei ja Sozialhilfe noch besser. Klasen blieb.

Ist das zumutbar? „Ich bin ein Chamäleon“, sagt Klasen, „ich passe mich an.“ Er könne sich gut unterordnen. „Geld ist nicht so wichtig, und Status ist mir so was von egal. Arbeit wird viel zu sehr überschätzt. Es kommt nicht darauf an, was einer arbeitet. Der Mensch an sich muss gut sein.“ Helfen in Notsituationen, ein offenes Ohr haben, den anderen nicht ausbeuten, das, sagt Heinrich Klasen, mache das Leben aus.

„Ich hab' im Überfluss gelebt, aber ich kann auch Fritten essen“, sagt Heinrich Klasen, „ich komme aus kleinen Verhältnissen, und da bin ich jetzt wieder.“ Er hat sich umstellen müssen. Die 150 Euro Jahresbeitrag für den Schützenklub kann er nicht mehr aufbringen, das eigene Auto ist weg. Er sagt, ihm mache das nichts aus. „Ich habe eine tolle Freundin, das ist wichtig.“

Was kommen wird, weiß Klasen nicht. Er hätte ja auch nie gedacht, dass er einmal einen solchen Job würde übernehmen müssen. Er macht sich nichts mehr vor: „Wer 'ne warme Wohnung haben will, muss auch für'n Appel und 'n Ei arbeiten.“

Doch Klasen glaubt ganz fest: „Autos putzen werde ich nicht für den Rest meines Lebens.“ Auf Dauer reiche das Geld einfach nicht. Seine Freundin wolle doch auch mal einen richtigen Urlaub und ein dickeres Geschenk unterm Weihnachtsbaum.

Doch was tun? Heinrich Klasen geht davon aus, dass er seinen Job wieder verliert, wenn die Zuschüsse vom Arbeitsamt auslaufen. Dann wird das Chamäleon wieder seine Farbe wechseln müssen.

II. Die Wut im Bauch

Sandra Walz kocht auf Sparflamme: „Ich habe eine solche Wut im Bauch, aber man muss ja gerecht bleiben.“ Sie sitzt auf dem Bett in ihrem einzigen Zimmer, ihre Finger knispeln nervös aneinander. Sie will nicht, dass man ihren richtigen Namen erfährt, ihr Alter oder die Stadt, in der sie lebt, irgendwo in Deutschland. „Ich habe einfach zu viel erlebt im letzten Jahr“, sagt sie.

Sie hat erfahren, wie ein Traum an der Wirklichkeit zerschellt.

Der Traum geht so: Eine junge Frau studiert Architektur. Sie ist gut, arbeitet nebenher für wenig Geld in Architekturbüros, der Praxis wegen. Sie macht ihren Abschluss, der Bauboom hält an, und sie bekommt Gelegenheiten zu zeichnen, zu rechnen, mit Bauherren, Bauarbeitern und Statikern zu sprechen. Es sind nicht gleich ihre großen Vorhaben, wie etwa Sozialbauten aus Holz und Glas, menschenfreundliche Häuser, mit möglichst wenig rechten Winkeln. Ein Opernhaus will die Hobby-Sängerin bauen, eines, das kein Kasten ist, „blumig, menschlich, organisch“. Ein Schwimmbad, ein Sportstadion. Aber gut, das bleibt für später.

Die Wirklichkeit ist anders: Eine junge Frau studiert Architektur, bekommt einen ersten Job, verliert ihn nach sechs Monaten, findet eine neue Arbeit in einem großen Architekturbüro. Sie darf als Anfängerin einen Viergeschoßer allein bearbeiten, „ein Riesending“, plant einen ganzen Gebäudekomplex mit, hat unbezahlte Überstunden, großen Spaß und Erfolg. Dann zahlen die Auftraggeber nicht mehr, die junge Architektin ist ihren Job wieder los. Sie schreibt 120 vergebliche Bewerbungen. Dann geht ihr das Geld aus, und sie nimmt den Job an, der sie halb verrückt macht.

„Ich sage immer, ich mach' Datenpflege“, sagt Sandra Walz, „das klingt wie Gartenpflege und ist lustiger.“

Sandra Walz tippt acht Stunden am Tag Zahlen und Buchstaben in den Computer einer Versicherung. Sie bekommt einen Stapel Akten in die Hand gedrückt, daraus überträgt sie die Daten in das Bildschirmformular. Das ist alles. Für Sandra Walz ist es der „blanke Horror“.

Sie kommt nur über den Tag, weil sie sich mit den anderen Datenpflegern besprechen kann: Betriebswirten, Romanisten, Juristen, gestrandet am Rand des Arbeitsmarkts, genau wie sie, genau wie in so vielen anderen deutschen Großunternehmen.

Die Unterforderung macht sie krank. „Mein Gehirn rostet ein. Es ist so, als laufe ein Auto immer untertourig. Das geht nach einer Weile kaputt.“ Nach drei Monaten spürt sie die ersten Anzeichen einer Depression. Sie ist müde. Sie spielt nicht mehr Klavier, sie hört auf zu singen. Sie schafft es nur noch einmal die Woche zum Schwimmen oder ins Fitnesscenter, früher ging sie jeden zweiten Tag. Sie hat keine Alternative, aber wenigstens zehn Euro brutto in der Stunde.

„Der Job macht dich klein“, sagt Sandra Walz. Sie fühlt sich gedemütigt vom Sachbearbeiter, der die studierten Datenpfleger ungefragt duzt und ihnen mit einem „ihr seid jetzt still“ über den Mund fährt: „Studieren bringt doch nix, das seht ihr ja nun.“ Sandra Walz schweigt und leidet, sie hat Angst vorm Rausschmiss. Sie sagt: „Es sind ja längst nicht alle so.“ Sie wird wütend. „Ich habe so viel gelernt, und mir ist, als würde ich ein ganzes Jahr wegschmeißen.“

Sie habe sich verändert, sagt Sandra Walz, zynisch sei sie geworden, ohne Mitleid etwa für neue Kollegen, die ihre Arbeit nicht schaffen, weil sie noch nicht eingearbeitet sind. „Ich schäme mich dafür. Doch mit mir hat auch keiner Mitleid. Mir ist, als hätte ich mich mit meinem Studium bestraft“, sagt sie, „ich dachte immer, Bildung sei wichtig. Doch heutzutage braucht man wohl vor allem Glück.“ Status sei ihr vollkommen egal, und aufs große Geld sei sie sowieso nicht aus. „Aber ich will mein Können anwenden. Architektur ist mein Leben. Ich kann nicht einfach irgendwas anderes tun.“ Flexibilität sei in der Theorie ganz schön. Doch umsonst investierte Lebenszeit und vergeblich erworbenes Wissen seien nun mal die Realität.

Das Leben in der Warteschleife geht für Sandra Walz weiter. Neulich hat sie wieder mal bei diversen Architekturbüros angerufen. Im Frühjahr soll die Lage besser werden. Sie verschickt wieder Bewerbungen. „Spätestens bis zum Sommer muss etwas passieren“, sagt Sandra Walz, „sonst werde ich irre.“

III. Ein Leben in der Schwebel

Muskeln statt Fett. Arbeitsmuskeln, kein künstlich aufgebautes Gewebe. Die Haare kurz und ein bisschen grau. So sieht ein Vorbild aus. „Meine Ansprüche sind klein geworden“, sagt das Vorbild, „aber einen Aufschwung gibt’s bei mir trotzdem nicht.“

Flexibel soll man sein, heißt es. Nicht auf die Lebensstellung warten. Losmachen, ausprobieren, arbeiten. Heute hier, morgen dort. Auch wenn’s zunächst nur für kurze Zeit ist. Das kann man doch jedem zumuten. Aus einem befristeten Vertrag kann schließlich auch was werden. „Das hab’ ich jahrelang gemacht“, sagt Stefan Meisen. Nur geworden ist daraus wenig.

Seit Ende 1998 hangelt sich der Schreiner Stefan Meisen, 41, durch befristete Jobs. Es fängt an, als er nach der verpatzten Meisterprüfung seinen Betrieb verlässt, in dem er sechs Jahre Fenster zusammensetzte, abschliß, Armaturen dranschraubte, wo er Schränke und Kommoden zimmerte. Einige Monate arbeitet er in der Werkstatt eines befreundeten Schreiners. Es folgt ein Halbjahresjob, dann wechselt er sechsmal in einem Jahr die Schreinerei.

Er geht schließlich nach Holland zu einer großen Fensterbaufirma, wird Zeitarbeiter. Der Chef hält ihn an der kurzen Leine: sechs Monate, drei Monate, vier Monate, ein Jahr – so lange laufen seine jeweiligen Verträge. Bis die Arbeit ausgeht und Meisen wieder auf der Straße steht. Im Juni 2003 meldet er sich in Deutschland arbeitslos. Das Arbeitsamt schickt ihn Ende des Jahres in eine vierwöchige „Trainingsmaßnahme“: Fenster einbauen auf dem Bau, ohne Lohn. Am Ende sagt sein Chef: „Sie können bleiben – aber schwarz.“ Das war’s dann.

Meisen ist gerne Schreiner. „Ich habe etwas gesucht, das gebraucht wird“, erzählt er. Zum Beispiel Qualität. Darum habe er die Schreinerlehre gemacht. Meisen hält das alte Handwerkerprinzip hoch: „Ein neuer Mitarbeiter muss zwei Jahre im Betrieb sein, um dort wirklich alles zu können.“

Das ist vorbei. Es wird rationalisiert und standardisiert. Die Stammbesellschaft einer Firma bleibt möglichst klein. Wenn ordentlich Arbeit hereinkommt, werden Leute wie Meisen kurzzeitig angeheuert.

Das hat Folgen. „Ich brauch’ bloß morgens im Verkehrsfunk hören, dass wieder irgendwelche Balken auf der Autobahn liegen“, grinst Meisen, „da ist alles klar. Die Handwerker schlampfen und zurren ihr Zeug nicht richtig fest.“ Meisen kennt den Schlendrian von sich selbst, vom Fensterbau. „Was schert mich, wie lange das Fenster hält. Ich bin doch in ein paar Wochen längst wieder rausgeflogen aus der Firma.“ Die Qualität leidet – und auch der Handwerker. „Du kommst von einer Firma in die nächste. Du fängst ständig von vorne an. Du gehörst nie wirklich dazu. Wenn du das ein paar Mal hinter dir hast, bist du ausgebrannt.“

Zumal wenig zu gewinnen ist mit diesen Jobs. Wenn er einen hat, verdient Meisen um die 1100 Euro pro Monat. Doch schwerer wiegt die Ungewissheit. Noch nie hat er einen unbefristeten Vertrag bekommen, obwohl er gut gearbeitet hat. Was wird werden? Kommt nach dem alten ein neuer Job? Was wird in drei Monaten, in einem halben Jahr sein? Was wird aus mir?

„Es ist ein Leben in der Schwebel“, sagt Stefan Meisen.

Sein Ausweg aus der Jobkrise führt nach innen. Er formt sich seine Welt, auf dass sie ein bisschen gefälliger werde. Er hat längst aufgehört, sich mit Gleichaltrigen zu vergleichen. Er sagt, er habe sein Leben „vereinfacht“. Er meint, zur Not könne er ja auch Hausmeister werden. Ausbilder in einer Behindertenwerkstatt wäre schön. Er hat sich beworben, vergeblich. Könnte. Wäre.

Ist er gescheitert? „Diese Frage ist mir zu groß“, sagt Meisen, „sie würde mir das Genick brechen.“

Namen von der Redaktion geändert.